Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 26 (1932)
Heft: 6

Artikel: Eine stille Heldin
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-927030

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nung durch die Stadt marschierten, fünf Stunden lang, bis zum Grabmal des unbekannten Soldaten. Dort beugten sie ehrfürchtig die Knie vor jenem Opfer, das keinen Namen hat als nur den Ruhm, den Tod auf sich genommen zu haben, damit die andern leben.

Dann führte Mussolini die Sieger auf den Hügel der alten Stadt, zum Palast, wo der König stand, neben sich die Befehlshaber des Heeres und der Flotte, die auf Mussolinis Veranlassung nachher zum „Duca della Vittoria", Herzog des Sieges, und zum „Duce del Mare" Herzog des Meeres, geadelt wurden. Der König sah die Flut der Schwarzhemden an sich vorüberziehen, die ihm unermüdlich ihr „Alalà" zujubelten.

Nachdem Mussolini dem Gefolge durch den König vorgestellt worden war, zog er sich zurück mit den Worten: „Nun wollen wir an die Arbeit gehen".

Zur Unterhaltung

Eine stille Heldin.

Sie war gestorben, die alte Missionsfrau, und wehklagend umstanden die Neger mit ihren Weibern und Kindern das Missionshaus. Als junge Frau war sie von Deutschland hinausgezogen in die afrikanische Wildnis und hatte ihrem Manne in seiner Missionsarbeit treu zur Seite gestanden. Sie hatte mit ihm gearbeitet und mit ihm gelitten; sie hatte Kinder geboren in der afrikanischen Wildnis, ohne Hilfe und Beistand einer weißen Genossin, hatte sie aufgezogen und in die Heimat gesandt, damit sie lernen sollten und tüchtige Menschen würden. Jede Trennung war eine schwere Tat, aber standhaft hielt sie aus.

Sie war, wo sie mit ihrem Manne auf Missionsstationen lebte, nicht nur die liebe Gattin, die treue Sorgerin ihres Hauses gewesen, sie war auch den Eingeborenen eine Mutter, eine Helferin. Sie wurde dadurch eine der wenigen, denen die Schwarzen treu ergeben waren. Aufstände blieben nicht aus, es kamen schwere Zeiten, furchtlos blieb sie auf ihrem Posten, und niemand hatte gewagt, ihr ein Leid anzutun. So war sie alt geworden in einem Leben voller Entsagungen. In einem kleinen Städtchen Südwestafrikas verbrachte sie nun ihre alten Tage, immer noch in emsiger Missionsarbeit. Abkömmlinge verschiedener Stämme umgaben sie: Hottentotten, Kaffern, Hereros und Ovambos, und alle liebten und verehrten sie. „Unsere Mutter", sagten sie von ihr.

Sie wurde kränklich, konnte schon lange nicht mehr ausgehen, war an den Stuhl gefesselt. Sie belehrte die schwarzen Frauen in allen Fragen ihres Lebens, erzog sie weiter zur Reinlichkeit, damit sie sich schützen gegen die scheußlichen Krankheiten, die hineingetragen wurden in ihre Stämme. Sie teilte Ratschläge aus an die, die kamen und sie fragten. Von der Außenwelt sah sie seit langem nichts mehr. Ihre Kinder hatte sie nie wieder gesehen; sie waren fern in der deutschen Heimat, waren dort herangewachsen, hatten gelernt, gearbeitet, sich verheiratet. Sie hatte die Hoffnung begraben, sie zu umarmen, Enkel auf ihren Knien zu wiegen. Die Mittel reichten hüben und drüben nicht zu einer weiten Seereise aus. Briefe und Bildchen war alles, was sie von ihren Kindern hatte. Ihre Arbeit mußte ihr über die Sehnsucht hinweghelfen, die still an ihrem Herzen nagte.

Und nun war sie tot. Zweimal schon hatte der Tod sie hart angefaßt und an ihr gerüttelt, zweimal schon hatte sie ruhig und ergeben Abschied genommen von ihrem Mann und „ihren schwarzen Kindern", die sie sich an das Bett hatte kommen lassen. Zweimal hatte die Todesfaust sie wieder losgelassen, und wenn sie sich dessen bewußt geworden war, dankte sie ihrem Schöpfer für das Geschenk des weiteren Lebens. Als Geschenk betrachtete sie nun jeden Tag, den sie durchlebte, eifrig in ihrem Lebenswerk, soweit ihr gelähmter Körper es zuließ.

Dann war das Ende plötzlich gekommen. Als die Nachricht von ihrem Heimgang sich unter den Eingebornen verbreitete, wehklagten Kaffern, Hottentotten, Hereros und Ovambos: „Unsere Mutter ist gestorben". Die Leiche mußte vor der kleinen Missionskirche ausgestellt werden: sie wollten sie alle noch einmal sehen, „ihre Mutter". In Scharen kamen sie herbei mit ihren Weibern und Kindern und umdrängten den Sarg. Milde lächelte das wachsbleiche liebe Gesicht sie an. Laut auf weinten sie und sangen ihre wilden Klagelieder, und sie lächelte. Einen einzigen letzten Wunsch hatte sie niedergeschrieben: „Begrabt mich bei meinen schwarzen Kindern."

Und so bewegte sich ein langer, langer Trauerzug von seltsamen schwarzen Gestalten zum Eingeborenen-Friedhof, vorbei an dem schönen, mühsam bepflanzten und gehegten Friedhof der weißen Toten, auf deren Gräbern Zypressen

rauschten, Blumen blühten und die Vögel sangen. Weiter ging er, hinein in die afrikanische Wüste, und machte an einer Stelle halt, wo zahlreiche verwehte kleine Hügel sich im Wüstensande erhoben. Von Steinen waren manche in kindlicher Weise umrahmt, manche hatten primitive Holzkreuze, die meisten aber waren nur lose aufgehäufelt. Kein Zaun zeigte an, wo dieser Friedhof anfing und wo er aufhörte. Die Wüste war weit; hier war noch Platz für viele, und hier war auch ihr Platz, den sie sich gewünscht hatte. Hier begrub man sie und hier häufelten die Schwarzen ihr Grab inmitten ihrer eigenen Toten. Das war das Ende einer stillen Heldin: sie hätte einen Lorbeerkranz verdient. Ein einsames Grab im heißen Wüstensande war alles, was an sie erinnerte.

Aus der Welt der Gehörlosen

Bern. Antwort auf die wiederholte Frage nach dem Grab Sutermeisters. Weil schon vielmal nach diesem Grab gefragt wurde, will ich hier darüber berichten. Herr Sutermeister hat gewünscht, man möge seine Asche — das sind die Ueberreste von seiner Kremation — d. h. Bestattung durch Feuer oder Leichenverbrennung, also seine Asche möge ich irgendwo oder irgendwie der Erde übergeben, er wünsche keinen Toten- oder Grabkultus (Verehrung oder Pflege eines Grabes). Damit bewies er seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Es ist ja begreiflich, daß ein Mensch, der fast 70 Jahre lang bewußt ein großes Kreuz zu tragen hatte, nicht mehr nach dem Aeußeren frägt und nach hohen Dingen trachtet, sondern ein solcher lebt nach innen und hält sich herunter zu den Niedrigen.

Nun haben aber Herr und Frau Lauener von dieser Sache erfahren und haben im Einverständnis mit ihrer Direktion erlaubt, die Asche Sutermeisters in ihrem Anstaltsgarten einzulegen. Bei diesem Ort hat nun Herr Lauener eine Gedenktafel an der Gartenmauer für Sutermeister anbringen lassen, wofür wir sehr dankbar sind. Und wer nun etwa nach der Taubstummen-Anstalt in Münchenbuchsee geht, kann im dortigen Anstaltsgarten die Gedenktafel sehen und der großen Arbeit Sutermeisters gedenken, die er für seine Leidensgenossen geleistet hat. Man kann da auch an den Spruch denken, der in der Offenbarung Johannis, Kapitel 14, Vers 13 steht: „Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach".

S.

Sport. In Stockholm (Schweden) soll am 16. und 17. Juli des Jahres ein internationales „Meeting" (öffentliches, sportliches Wetteifern) stattfinden.

München. Radiohören eines Gehörlosen. In verschiedenen Zeitschriften und „Illustrierten" fand man ein Bild mit einem Gehörlosen und einem Professor, die bei einem Apparat sitzen, durch den die Gehörlosen mit den Fingerspitzen hören könnten. (?)

Da könnte man annehmen, daß in Amerika immer neue Erfindungen vorkommen, die den Taubstummen ihren Unterricht und das Leben erleichtern würden. Man muß allerdings zugeben, daß mit den Fingerspitzen außerordentlich fein gefühlt wird, aber ob man das für den Unterricht und für den Umgang mit den Hörenden verwerten kann, bleibt für uns vorläufig eine offene Frage.

Nun erzählt ein total Ertaubter in der Zeitschrift „Der Deutsche Gehörlose", wie er radiohören könne und sagt:

„Ich schicke voraus, daß ich im 5. Lebensjahr durch Scharlach das Gehör einbüßte. Ich vernahm nur noch Schallwellen, wie Musik, Maschinen- und Straßenlärm, bis ich in meinem 65. Jahr vollständig ertaubte.

Beim Grammophon nahm ich einen dünnen Stab, an dessen Ende eine Grammophonnadel angebracht war in den Mund und da fühlte ich die Musik, aber ohne genaue Unterscheidungen.

Beim Radio zeigte sich aber mehr Erfolg. Ein Neffe von mir, ein Obermonteur, bastelte ein Radio, das heißt, er machte einen Schirmgitterempfänger mit einer Schirmgitterröhre und einen Verstärker mit Endröhre. So konnte ich die Radiotöne sehr gut hören, auch heute noch. Auch ein Unterscheidungsvermögen kam zustande, so daß ich bei einer Sonatenstunde deutlich angeben konnte, daß es ein Solospiel eines Cellos war.

Eine Kantate von Bach machte einen sehr tiefen Eindruck auf mein Gemüt. Wie überglücklich war ich da, auf eine besondere Weise Musik zu hören. Meinem Neffen konnte ich immer angeben, ob das Gehörte Musik, Gespräch, Gesang oder das Pausegeräusch war. — Die